

und Verlegerin eine besondere Schwäche für feinsinnigen Humor haben, will ich mir meine abschließende Pointe nicht verkneifen. Teresa hört auf ist gewiss der Roman mit den meisten zwanzigsten (XX) Kapiteln... und nun zum Wetter...

Friedrich Hahn

Manfred Schlüter: „Guruku Gugukuru“
Bibliothek der Provinz, Wien 2020,
Preis € 18,-

Manche Bücher trägt man monatelang mit sich herum, nicht weil sie so dick sind, sondern weil man schon nach einigen Zeilen genug Stoff zu Nachdenken für die nächsten einhalb Stunden hat. Ausgesprochen geeignet für diese Art des Lesens ist ein Gedichtband von Klara Hurková. Sie sieht, hört genau hin, untersucht Nuancen und feine Brüche in der Gegenwart wie in der Geschichte, unbeeindruckt vom unaufhörlichen Geplapper einer Aktualität, die versucht, sich selbst zu überhohen: „In unserer Wohnung hüten wir die Ruhe / vertreiben sogar die Pflanze / wenn sie laut zu werden droht“.

Dem ideologischen Streit, ob es voran- oder zurückgeht, weicht sie elegant auf eine Position aus, in der „unterschiedliche Zeiten / nebeneinander existieren“. Immer wieder werden Gegensätze aufgelöst: Reiselust und Rückzug in eine Heimat oder in mehrere, Jesus und die Pachamama in der peruanischen Kathedrale, die Betrachtung eines Bildes von außen und die Verinnerlichung des Kunstwerkes.

Dieses Verweigern eines Entweder-Oder hält nicht nur einzelne Gedichte, sondern den ganzen Band in der Schwebe.

Gerald Jatzek

Klára Hurková: „Licht in der Manteltasche“
Chiliverlag, 2020, 174 Seiten, € 17,40

Manfred Schlüter ist sprachlich-geographisch das Gegenteil von einem Wiener. Er lebt, schreibt und zeichnet in einem Dorf an der Nordsee. Und weil ihm dort soviel einfällt,

schreibt er auch Gedichte für Kinder. Das sind keine Betulichkeiten, wie man sie aus rosaroten und himmelblauen Kaufhausbilderbüchern kennt. Er berichtet vom Heim des Wolkenkuckucks, vom Flunderwunder, vom Zahlenzirkus und vom traurigen Regenbogen. Überhaupt sind die Gedichte, wie das (Kinder)Leben, keineswegs immer heiter. Der Wetterhahn geht in Pension und muss schweren Herzens Abschied vom Westwind nehmen, und ein Traum bummelt herum, statt seinen Träumer zu besuchen.

Aber wenn es gerade gar nicht hinhaut, kann man immer noch die Augen schließen und sich etwas vorstellen. Zum Beispiel einen Stern.

Gerald Jatzek

Axel Karner: „in adern dünn brach licht“
Lyrik, 48 Seiten, Wieser Verlag, Klagenfurt
2020, € 14,95

Vom Kärntner Wieser Verlag sorgfältig und vor allem sehr ansprechend gestaltet ist der neue Gedichtband von Axel Karner, dessen Cover lediglich den Titel »in adern dünn brach licht« in schwarzen und drei roten Lettern sowie, kleiner, den Namen des Autors trägt. Die einzelnen Wörter stehen untereinander, das erste zentriert, das zweite und vierte linksbündig, das dritte und fünfte rechtsbündig. Diese Gestaltung gibt einen Rahmen vor: eine sparsame, auf Ausgeglichenheit bedachte, ruhige Ästhetik.

Alle Gedichte sind mehrteilig, das einleitende und das abschließende tragen einen Haupttitel und nach einer Nummerierung mitunter noch einen Untertitel, der kursiv gedruckt ist. Ähnlich dem Aufbau einer Novelle umrahmen zwei fünfteilige Gedichte den Hauptabschnitt des Buches. Dabei fällt auf, dass nur diese beiden Texte Groß- und Kleinschreibung verwenden, während der gesamte Innenteil durchgehend kleingeschrieben ist und zudem auf jedwede Interpunktion verzichtet.

Am Beginn arbeitet Karner auf einen »Ort der Wahrheit« hin, den er als »Idyll« bezeichnet. Wer bereits Bücher des Autors kennt, weiß, dass solche Ausdrücke zumindest eine gehörige Portion Ironie enthalten müssen, und so

kommt es, dass das Positive und das Schöne oft in krassem Gegensatz zu vielen Formulierungen und Wörtern stehen, wo von Brand und Blut und Ausgeburd die Rede ist.

»im totenkleid/liegt das land/und dachte/der himmel sei taub« lautet die erste Strophe des umfangreicheren Innenteils. Hier gibt es keine Titel, sondern lediglich Nummern und Subnummern, die von I/1 bis X/3 reichen. Die freien Rhythmen des Autors lesen sich melodios. Dass positive Anklänge neben negativen prangen, mag irritieren, doch es spricht für die Typik dieser Texte, dass ein unaufgeregter, angenehmer Sprachfluss in semantischer Hinsicht durch Verstörendes durchbrochen wird, das Lesende zum Nachdenken zwingt. So viel sei gesagt: Man sollte diese Gedichte langsam lesen, mehrmals auf sich wirken lassen, mit lauter Stimme vortragen, sich einerseits dem Rhythmus hingeben und andererseits hinter die einzelnen Wörter schauen, ihr lexikalisches Umfeld abklopfen und Assoziationen bereitwillig zulassen.

Die Art und Weise, wie diese Gedichte gemacht sind, erinnert mich an Mallarmé, doch die symbolhaft und oft hermetisch abweisend wirkenden Zeilen lassen auch eine gewisse Nähe zu Celan vermuten. Was alle drei sicher gemein haben, ist die analytische Herangehensweise, die es braucht, um ins Universum dieser Lyrik einzutauchen.

In IV/3 heißt es: »ein leichenzug/mein vater//zart mild/die schöne/fand den mund// am schweif der sterne/zerrt der köter/vom rock das paradies//hüt spröd die welt/das ei ist aufgeschlagen//blutorange«. Querbezüge auf Wortebene, Wörter, die in mehreren Gedichten vorkommen und, in der Gesamtheit betrachtet, wie erinnernde Wiederholungen wirken. Thematisch leuchtet die Kindheit auf dem Land durch, ebenso wie die Religion, leitmotivisch, die Karner auf verschiedene Weise durchs Leben begleitet hat. VI/2 lautet: »ist nichts/wo das tal war/hahn und gänsefuß// die schrift/hält sich fern//weht/staub auf/und schaut//ein graues meer/schlägt an//hier und dort«.

Axel Karner wurde 1955 in Zlan geboren. In Wien war er als Lehrer für evangelische Religion, darstellendes Spiel und soziales Lernen

tätig. Seine Bücher erschienen hauptsächlich in der Bibliothek der Provinz sowie im Wieser Verlag.

Klaus Ebner

Gerhard Ruiss: *lieber, liebste, liebes, liebstes. andichtungen. Literaturedition Niederösterreich, St. Pölten 2021. 221 Seiten, € 20,-*

Wer Gerhard Ruiss kennt, somit jeder mehr oder minder literaturaffine Mensch in Österreich und im deutschsprachigen Raum, weiß, dass der langjährige Geschäftsführer der IG Autorinnen Autoren heuer seinen siebzigsten Geburtstag gefeiert hat. Dies konnte für die Literaturedition Niederösterreich nur ein Muss sein, den ihn Ziersdorf geborenen Literaten mit einem Buch gebührend zu würdigen. Der Autor und Musiker musste es ohnehin selber schreiben, und es ist ihm ein gewichtiger, lebens- und liebenswerter Band gelungen.

Es scheint so, dass er bei der Gestaltung des Lyrikbandes „lieber, liebste, liebes, liebstes. andichtungen“ – seinem Ursprungsberuf entsprechend – ein Wort mitzureden hatte. Einem gelernten Schriftsetzer ist der Text Augenweide genug, da muss nichts extra bildnerisch gestaltet werden. Die 188 Gedichte sind den Buchstaben des Alphabets folgend, jeweils durch ein rotes Trennblatt mit einem handschriftlichen Wort darauf, das auf ein Gedicht Bezug nimmt, gegliedert. Es ist das helle Rot des Hartcoverumschlags; die Buchstaben „q“, „t“, „x“ und „y“ sind ausgelassen, denn jeder Anspruch auf nur äußerliche Vollständigkeit würde den Inhalt konterkarieren.

Besingt Gerhard Ruiss nun wen oder etwas, dichtet er gegen etwas an, schreibt er für jemanden persönlich oder für eine allgemeine Sache? Die Fragen sind rhetorischer Art, um sich den lyrischen Texten anzunähern, die Fragen dann aber lieber zu vergessen, um sich ganz und gar der Lektüre zu verschreiben. Diese Gedichte changieren zwischen Minnesang und schwarzem Humor, zwischen Mystik und Aufklärung, zwischen Ernst und Witz, exakter Benennung und absichtslosem Wortspiel. Eine durchgehende Botschaft könnte dennoch herausgelesen werden: Lebens- und Liebesglück sind möglich, menschliche Beziehungen

durchaus machbar im Sinne eines guten Mit-einanders, und das Leben ist mehr als eine Castingshow. Casting // was muss man lernen? / schreien / Spaß haben / lärmern / wofür muss man sich schämen? still bleiben / sich sagen / laut sein / muss nicht sein / nichts gewinnen. Der Titel in seiner eindeutigen Uneindeutigkeit deutet es schon an, dass der Mensch, was immer er tut, es doch irgendwie bewusst lieb meinen und sich keineswegs selber zu ernst nehmen soll. zwischen zwei gängen // gib ihm eine chance / geh aufs klo / dass er dir nachsehen / und zahlen sagen / und nach dem zahlen / dich wiederkommen sehen kann / und sag zahlen / und lass ihn sagen, er hat schon / dann sag, oh. Dem ist von rezensierender Seite nichts mehr hinzuzufügen.

Doris Kloimstein

Zdenka Becker: „Ausgewählte Gedichte“.

Hgin: Erika Kronabitter, 64 Seiten. Podium (Podium Porträt 112), € 6,-.

Hölderlin:

„Wo die Gesänge wahr, und länger die Frühlinge schön sind,

Und von neuem ein Jahr unserer Seele beginnt.“
(Ende von Menons Klage um Diotima)

Vom Schönsten zu sprechen

Nachdem ich die Gedichte von Zdenka Becker gelesen habe, habe ich den Geschmack einer Farbe im Mund, auf der Zunge. Rot, unbeirrbar, satt leuchtend.

Die Gedichte tragen meistens eine Überschrift, kein Datum.

Man taucht in eine rhythmisierte Wortbewegung ein. Beerren und Brustwarzen, die in den Mund wandern (sollen) gehören benannt, weil es die Obstschale hergibt. eine erdbeere für dich.../ und du streichelst unentwegt die kirschkern... - S. 19.

Oder die Natur im Beet neben dem Rasen, ungemäht!

So lässt sich der Alltag an-mutig leben, indem man die Früchte benennt. Sie in Hebung und

Senkung einbettet und das Auslassen als Zwischentext lebt.

Anders ließe es sich nicht erklären, wenn zum Schluss offen bleibt, ob die Gänseblümchen im hohen Gras errötet oder deren Kahlschnitt das Äquivalent zur Ratio herstellen und damit die Frage aufwerfen, neben anderen, nämlich die zwischen der Struktur der männlichen und weiblichen Chemie: du sagst/ der rasenmäher/ geht schon wieder nicht/ und ich sage/ es ist/ mai - S. 37.

Denn am Ende wird es Tomaten geben, die man teilt, Sorte Cherry, sie gedeihen über passende Zeiten. Die Zeit ist es - solange es Erdbeeren, Tomaten gibt und die stets nachwachsende Lust an Beeren, ungestillt, die zwischenmenschliche Verhältnisse in diesen Gedichten flektieren. Zeitenthoben? Jedoch voller konkreter Erinnerung? Mali losinj: unsere füße/ umspült vom schaum... - S. 31.

Liebesgedichte als Andichtung. Erotik als Schönheit der Lust. Nicht mutig, nicht harmlos, sondern selbstverständlich. Die Jahreszeiten sind dabei längst aufgehoben.

Diese Gedichte von Zdenka Becker könnten jenen Paaren insinuierten, die ein Gespräch von Angesicht zu Angesicht scheuen, gar als Belastung empfinden.

Das Hohelied fällt uns dazu ein und Martin Buber, der das Ich durch das Du formen lässt. Dann bliebe noch das Tempo: das Herz solltet ein bisschen schneller schlagen, peu a peu. Und die schönsten Jahre dauern ewig.

Mechthild Podzeit-Lütjen

Annett Krendlesberger „anfangs noch. Prosastücke“. Edition fabrik. transit, Wien 2019, € 13,-

Der Stil umwerfend, die Sprache ungewöhnlich, unerwartet, viele Metaphern sind erfrischend und phantastisch. Alles ist gleichzeitig und verschwimmt zeitlich. Nur einzelne Worte (Schilling, das gehäkelte Netz) verankern den Text dann doch in der Gegenwart bzw. in der Vergangenheit oder geben Hinweise auf das Alter der Figuren. Der Text ist

ein Frauentext, schwenkt in einer Passage oder in zweien hinüber zu einem Mann als Kind und wie er drangsaliert wird, wie er als Kind Gewalt erleidet.

Eine andere Stärke des Textes liegt in den feinen, ganz genauen Beschreibungen. Es wird ganz nahe zu gewissen Einstellungen hingezoomt. Wie Filmsequenzen. Das erzeugt etwas fast Meditatives, sehr Langsames, Stilles. Die Kamera bleibt ganz lange dran. Z.B. Frau mit Netz auf der Straße, die Hitze eines Tages im Sommer, ... Es gibt grandiose Atmosphären: Frau in der ausgeräumten Wohnung.

Die Textsammlung spielt geografisch innerhalb eines kleinen Radius: Park, Zebrastreifen, Wohnung/en, Treppenhaus, Dorf, Land, Feinkostladen, Krankenhaus, Supermarkt. Ich erkenne die Orte als mitteleuropäisch-österreichische. Vielleicht könnten die Szenen aber irgendwo spielen.

Es gibt als Figuren den Vormund, seine Frau, das ‚du‘, Schwester, Ziehbruder, ihr,...

Der Text ist eine Komposition. Hängt lose zusammen. Die einzelnen Sequenzen sind nebeneinander gestellt, manchmal auch ohne notwendigerweise eine Verbindung zu anderen Texten in der Sammlung zu haben, und ergeben in der Gesamtschau ein Ganzes.

Für mich gibt es eine zentrale Figur - ein ‚du‘: ein Ich, das sich selbst anspricht. Ich glaub, in manchen Passagen wechselt das auch und es wird ein Gegenüber-‚du‘ angesprochen.

Auch wenn der Ton an vielen Stellen hell ist - heißer Sommertag, Vorhänge, Licht, Park, Natur, ... - in der Gesamtschau bleibt etwas Einsames. Etwas Trauriges, Dunkles. Eine Schwermut. Ein Alleinesein. Etwas Zurückgezogenes, Introvertiertes, Unverbundenes. Das Unverbundene-Einsame und das Schweigen - alles muss mit sich selbst ausgemacht werden (- ja - außer das Telefonieren am Morgen - wo alle bestärkt werden in ihrem Glauben, das Kreuztragen sei das Normalste -) ist für mich etwas Österreichspezifisches. Etwas sehr sehr Politisches. Es ist das Erbe des Nationalsozialismus und macht mich sehr bedrückt und traurig.

So, als würde das Vergangene und Gewalterfahrungen ins Jetzt fassen und das ‚du‘ runterziehen, Richtung Selbsterstörung als Vor-

stellung (das Aufeinanderkrachen des roten Autos, das zu zweit auf Urlaub fährt und der Tankwagen) und danach der Plastiksack mit dem Öl an der Türschnalle.

Der Text hat etwas sehr Österreichisch-Depressiv-Weibliches, das nicht von unserer Generation kommt, sondern von den Frauengenerationen vor uns, so als hätten wir es eingefloßt bekommen, so als wäre es an uns weitergegeben worden seit ewig. Nicht einmal das Wegziehen nützt. Der Ekel kommt in Wellen. Wovor, ist nicht ausgesprochen.

Widerstand, Revolution, Auflehnung, Befreiung bleiben im Hals stecken.

Was in die Ferne zeigt, in die Wunder, die Millionen Geschmäcker, den Rausch von Erfahrungen, der auf dieser Erde möglich ist. Tanz, Ekstase, Selbstvergessenheit, Erfüllung, ein Gegenüber, an dem man sich reiben kann, das öffnet und zu Ausbrüchen führt, das Mit-einander. All das ist, als läge es außerhalb der Vorstellungskraft der Figuren. Sie bleiben still und alleine.

Gerda Sengstbratl

Silvia Pistotnig: „Teresa hört auf“. Roman.

Milena Verlag, Wien 2021. 264 Seiten, € 23,-

Silvia Pistotnig hat ein Faible für schräge Frauenfiguren. Nach der Schulabbrecherin „Tschuli“ des letzten Romans steht nun die Mittdreißigerin Teresa im Mittelpunkt. Beide Bücher kreisen um die Frage, wie man richtig lebt, ja wie das überhaupt gehen soll, das richtige Leben, wenn man zwischen eigenen Ansprüchen und Vorstellungen anderer, zwischen Müssen und fehlendem Wollen keine Orientierung findet.

Teresa ist Tochter aus gutbürgerlichem Haus und hat keine materiellen Sorgen. Für die begabte Zeichnerin liegt der Beruf der Künstlerin nahe, doch nach der Matura verunsichert sie ein Hilfsdienst in Ghana nachhaltig und wird zum Wendepunkt ihres Lebens. Lustlos studiert sie Betriebswirtschaft, landet als Organisatorin in eine Agentur für Maturareisen. Teresa ist innerlich zerrissen, sieht keinen Sinn in ihrem Leben und blickt gnadenlos auf sich selbst. Sie sei „ein Arschloch“, eines aus der Gruppe der „verwöhnten Arschlochkinder“